Umfang acht Seiten

Einzelbezug: 10 Pfennig

DER STURM

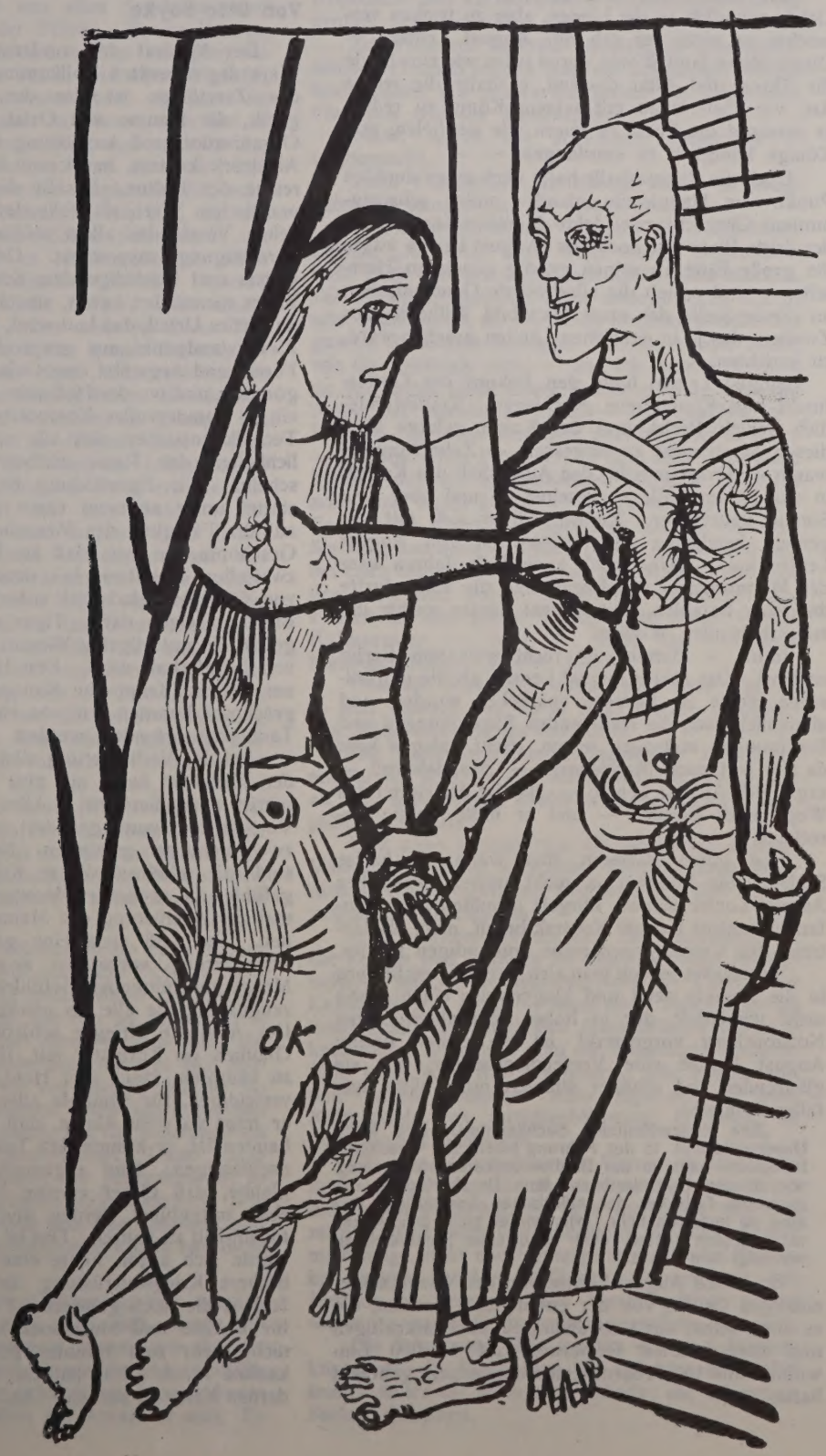
WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle: Berlin W 35, Potsdamerstr. 111 / Amt VI 3444

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark ; Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1910 BERLIN/DONNERSTAG DEN 21. JULI 1910/WIEN NUMMER 21



Zeichnung von Oskar Kokoschka zu dem Drama: Mörder, Hoffnung der Frauen

INHALT: HEINRICH REBENSBURG: Gottesfurcht — Königstreue / OTTO SOYKA: Der farblose Krieg / PAUL SCHEERBART: Nackte Kultur / RUDOLF KURTZ: Das Nilpferd / ELSE LASKER-SCHÜLER: Oskar Kokoschka / ALFRED DÖBLIN: Gespräche mit Kalypso über die Musik / J. A.: Von Erfolgen österreichischer Literatur / KARL VOGT: Der Fall Nissen / MYNONA: Zur Tötlichkeit des Sächselns / OSKAR KOKOSCHKA: Zeichnung / Karikatur: Sudermann

Gottesfurcht und Königstreue

Excellenz August Lentze

Von Heinrich Rebensburg

„Wir alle, die wir hier versammelt sind, die Vertreter der Stadt wie der Regierung, bringen Ihnen ein hohes Mass herzlichen Vertrauens entgegen, gegründet auf die Erkundigungen, die wir über Ihre bisherige Dienstführung haben einziehen können. Wir alle geben uns der Hoffnung hin, dass sie der berufene Mann sein werden, die Geschicke dieser fröhlich aufblühenden Stadt zu leiten." —

Also sprach Kreuzwendedich von Rheinbaben, Regierungspräsident zu Düsseldorf, als er am 14. Februar 1899 den Oberbürgermeister August Lentze in Barmen in sein Amt einführte.

„Unter wenigen Berufenen ist die Wahl schliesslich auf Sie gefallen, Herr Oberbürgermeister, und zwar einstimmig. — Das beste Zeichen und die beste Gewähr für — wie wir hoffen — ein gedeihliches und einmütiges Znsammenwirken zwischen Ihnen und den städtischen Vertretern."

August Lentze brachte eine glänzende Versetzungszensur mit, und war von vornherein bestrebt, auch diese Klasse, die ihn dem Reifezeugnis für Berlin um den entscheidenden Schritt näherbringen sollte, mit Erfolg zu absolvieren. Seine Laufbahn begann im schönsten Teil Deutschlands, wo die Landesväter noch dicht gesät sind und wo es ihm bei seinem Talent für staatserhaltende Pathetik nicht schwer geworden war, „nach oben hin" bedeutsam aufzufallen. Jetzt aber war der Reuße ein Preuße geworden, der neue Gehrock vermochte kaum die teutsche Männerbrust zu umspannen, die im starken Gefühl ihrer großen Zukunft mächtig anschwoll.

Nun kam die Reihe an August Lentze; bedeutend tat er den Mund auf und redete gewaltig und viel. Unter der gequaderten Stirn schmetterten martialische Blicke hervor, aus dem derb gehauenen Gesicht reckte sich in breitem Relief seine wuchtige Nase, drunter zuckte ein Schnauzbart, wie ihn kein Gardefeldwebel zorniger darstellen kann — und gegen den klappte sein Unterkiefer, auf den das kräftigste Nürnberger Nußknackmandl mit Neid geschielt hätte — so stand er da und redete, stämmig und solide, wie nur

ein Westfale aus Soest! Pompös wie ein Erzbild für Berlin! Ganz — Staatserhaltung, jeder Zoll Bürgermeisterstolz vor Stadtverordneten! — —

„Und wenn ich nun, meine verehrten Herren, hiermit mein neues Amt übernehme, so geschieht dieses mit dem Wunsche, dass der allmächtige Gott mir die Kraft und Einsicht schenken möge, dass ich es richtig verwalte. Alles, was in meinen schwachen Kräften steht, soll geschehen, damit, wenn ich dermaleinst von diesem Posten abtreten muss, man auch von mir sagen kann, dass meine Amtsführung von Segen und Nutzen für die Stadt Barmen gewesen ist. Das walte Gott!"

Kreuzwendedich staunte. Dieser Mann griff sogar ihm ans Herz. Liebe auf den ersten Blick, Liebe über das Grab hinaus! — Gewiß, jeder Regierungsassessor, der seine Ideale nicht in bürgerliche Horizonte eindämmt, sondern den Höhen der Menschheit anpaßt, muß sich beizeiten mit dem lieben Gott gut stellen und bei illustren Gelegenheiten dies gute Einvernehmen tunlichst paradieren lassen, aber Leute, die solche Worte mit ihrer Figur so ausfüllen können, wie August Lentze, sind immer seltener geworden im Lande Preußen. Kreuzwendedich notierte ihn, mit drei Kreuzen. Für Berlin . . . irgendwie . . .

Den guten Barmern schlug das Herz, die Stadträteaugen wurden naß: Das war ein Mann! Mit ihm vereint konnten sie getrost das kommende Jahrhundert in die Schranken fordern. — Wie in den meisten alten Wuppertaler Fabriken, hatte man's auch in der Stadtverwaltung bisher gut patriarchalisch gehalten. Der selige Herr Amtsvorgänger saß zwanzig Jahre lang auf dem Bürgermeisterthron, und nur der Tod konnte ihn verdrängen. Am hundertsten Geburtstag Kaiser Wilhelms des Ersten war der Grundstein der Barmer Ruhmeshalle gelegt worden; der alte totkranke Oberbürgermeister konnte das prächtige Fest nicht mitfeiern, da zog der mitwirkende Sängerchor, über fünfhundert Männer — in Barmen kommt auf je tausend Einwohner ein Musikverein — vom Festplatz vor die Amtswohnung des Stadtoberhaupts und sang: Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre! Dankend grüßte er am Fenster — und tausend Augen draußen wurden feucht. — So hatte man mit dem Stadtherrscher gestanden — und so gedachte man's auch mit dem neuen Herrn zu halten.

Den guten Barmern schlug das Herz: der Mann da fand Worte, wie sie ins Wuppertal paßten, in das gelobte Land der dichtgefüllten Fabriken und der dichtgefüllten Kirchen, in die Metropole des deutschen Protestantismus. — „Wenn ich dermaleinst von diesem Posten abtreten muß . . ." — Nun ja, wir sind Gäste nur auf Erden, und unser Leben stehet in Gottes Hand: Hunderttausend fromme Barmer beteten brünstiglich, daß der himmlische Herrscher über Leben und Tod diesen herrlichen Mann ihnen nicht so bald wie den Vorgänger entreißen und zu seinen Vätern versammeln möge.

August Lentze aber hatte es anders beschlossen. Er wollte mit diesem Satz die guten Barmer warnen, ihnen auf gut irdisch andeuten, daß wir hienieden keine bleibende Statt haben, sondern immer eine zukünftige suchen. — Was galt ihm Barmen? Ein gutes Versetzungszeugnis! Darnach ging sein Streben.

Und ein geradezu unglaubliches Glück half ihm. Ueber unzähligen Projekten und angefangenen Arbeiten war sein Vorgänger gestorben. August Lentze führte sie aus oder zu Ende — und überall erntete er den Ruhm und eine gute Note. Die begonnene Wupperregulierung und die Kanalisierung der Stadt brachte er zum Abschluß, und die große Barmer Talsperre konnte er einweihen. Der Barmer Teil der berühmten Schwebebahn wurde von ihm eröffnet. Rechtzeitig brannte das Barmer Stadttheater ab, und August Lentze ermöglichte es durch städtische Geldhilfe einer Aktiengesellschaft den stattlichen Neubau zu errichten. 1900 schon enthüllte er vor dem alten Rathaus ein übles Bismarckdenkmal. 1903 wurde auf eifriges Betreiben einiger Wuppertaler Finanzleute und des damaligen Barmer Gymnasialoberlehrers Bamler, des jetzt rühmlich bekannten Aeronauten, der Niederrheinische Verein für Luftschiffahrt in Barmen gegründet und August Lentze zum ersten Vorsitzenden erwählt. Immer glänzte er, und meistens waren hohe Herren aus Düsseldorf, Coblenz oder gar Berlin zugegen. — Nach dem Tode des Elberfelder felder Bürgermeisters Jaeger tauchte der Plan auf, die beiden großen Industriestädte unter einem Oberhaupte zu vereinigen. Es wurde zwar nichts draus, aber August Lentze war während der Verhandlungen sehr sympathisch aufgefallen und in Berlin bedeutsam ventiliert worden.

Dann kam sein Patron Kreuzwendedich mit den wohlgesinnten Notizen nach Berlin und erzählte dem Kaiser von August Lentze und seiner patriotischen Figur. Doch schon schrieb August Lentze selbst einen markigen Untertanenbrief, und Majestät möchten allergnädigst nach Bremen kommen und höchstselbst die Ruhmeshalle einweihen. Der Kaiser beschloß, diesen herrlichen Mann sich selbst einmal anzuschauen, und fuhr im Oktober 1900 nach Barmen. Mit Weib und Kind, und Mann und Roß und Wagen. Daß den guten Barmern Hören und Sehen verging! Nur August Lentze fand Worte — und was für Worte:

„Möge die Ruhmeshalle stets nur hinabschauen auf ein der Väter und des deutschen Namens würdiges Geschlecht, möge sie jedem sie aufsuchenden bedrängten und verzagten patriotischen Herzen neuen Mut und neue Kraft einflössen uud möge sie sein für alle Zeiten der Ausgangspunkt fur Bildung und Kunst, für Vaterlandsliebe und Königstreue in unserer Stadt! Wenn das eintritt, was Gott der Herr in Gnaden fügen möge, dann ist die Ruhmeshalle in Wahrheit ein Kaiserdenkmal im edelsten Sinne des Wortes."

August Lentze geleitete die Majestäten in die Ruhmeshalle und bot dem Kaiser den Ehrentrunk — — und schloß mit den Worten:

„Mit diesem Gelöbnis biete ich untertänigst Euer Majestät den Ehrentrunk der Stadt Barmen dar und bitte ihn in Gnaden anzunehmen."

Der Kaiser hob den Goldpokal voll edelster Liebfrauenmilch an die Lippen, aber zu trinken vermochte er nicht: er sah nur August Lentze! — Dieser Mann fand Worte, deren jedes wie eine Säule für Thron und Altar dastand, er hatte die rechte Art, vor Untertanen mit seinem König zu reden, er verstand die Feste zu feiern wie sie fielen, und Könige königlich zu empfangen. — —

Doch die Ruhmeshalle hatte noch einen dunklen Punkt. Im Hauptraum standen unter schaurigbuntem Oberlicht zwei fahle Marmormänner, aber der dritte Platz war noch leer: August Lentze wagte die große Bitte an seinen gnädig geneigten Herrscher — und erhielt die allerhöchste Genehmigung, an dieser Stelle das erste Standbild Wilhelms des Zweiten, das je in deutschen Landen gesehen ward, zu errichten.

August Lentze hatte den Rekord der Gottesfurcht und Königstreue geschlagen. Kreuzwendedich behielt Recht, und der Kaiser gelobte sich, diesen Mann nicht zu vergessen. — Zehn Minuten waren im Programm für den Aufenthalt des Kaisers in der Ruhmeshalle vorgesehen — und über eine Stunde dauerte er. Endlich riß er sich mit ungemein herzlichen Abschiedsworten von August Lentze los. — Und nach anderthalb Jahren kam der Marmorkaiser von Begas, und die Stadt durfte ihn teuer bezahlen, und August Lentze weihte ihn mit erhebenden Worten.

Indes — Barmen ist recht weit von Berlin entfernt. Das fühlte August Lentze, als die patriotischen Feste in Barmen spärlicher wurden und allmählich auch die restierenden Einweihungen und Eröffnungen vollzogen waren. Sehr gelegen kam da der Ruf nach Magdeburg. — „Magdeburg" — sagte sich August Lentze — „das ist dreiviertel des Wegs nach Berlin" — und er hatte richtig gerechnet.

Den guten Barmern aber war's ein harter Schlag. Sie konnten ja nicht wissen, was alles August Lentze seinem Ehrgeiz schuldete; sie empfanden's nicht nur als Kontraktbruch, nein, als Untreue des Vaters gegen seine unmündigen Kinder.

Sintemalen jedoch man sich freiwillig nicht gern in die Nesseln setzt und klugerweise einen Mann nicht wegtadelt, der in hohen und allerhöchsten Notizbüchern vorgemerkt ist, so erhielt darum August Lentze eine Versetzungszensur, wie sie glänzender und schöner stilisiert nicht hätte ausfallen können:

„Ihre ungewöhnliche Sachkenntnis, Ihre klare Unparteilichkeit in der Führung sämtlicher Geschäfte, besonders auch in der Stadtverordnetenversammlung, wie in den Kommissionen, Ihre Durchdringung des gesamten Gebietes der städtischen Verwaltung war eine so ungewöhnliche, wie wir es nicht gehofft und nicht geahnt hatten, dass es in einer Persönlichkeit vereinigt sein könne."

So schied August Lentze von der Wiege seiner einstigen Größe, von der guten Stadt Barmen, die es unter seiner nur siebenjährigen, aber tatkräftigen und segensreichen Regierung auf 160 000 Einwohner und 160 Prozent Kommunalsteuern gebracht hatte.

In Magdeburg war's nicht ganz so lustig wie in Barmen. Aber es ging doch schneller als August Lentze gehofft hatte, denn Kreuzwendedich hatte ihn nicht vergessen. Erst im Herrenhaus das Referat zum Etat, dann winkte Düsseldorf — — oder gar sogleich ein Gehilfenposten im Ressort und zu den Füßen des Meisters: Kreuzwendedich sorgte treu!

Da kracht vor ein paar Wochen der große Eklat! Kreuzwendidich fällt — und im Sinken stammelt er — August Lentzes Namen! Der Ministerhenker stutzt, glaubt nicht richtig verstanden zu haben: Geheimrat von Lentze? — Nein — August Lentze! — — Da erinnert sich Majestät der Notizen von 1900 — — und meuchlings ist die Exzellenz kreiert.

Exzellenz August Lentze ist am Ziel. — Die Barmer haben nicht schlecht gestaunt! Hofprediger haben sie massenhaft nach Berlin geliefert, Minister noch nicht. Nur schade, daß eine so windige Konstellation ihn hochgehoben hat. Exzellenz August Lentze weiß hoffentlich, daß ein verabschiedeter preußischer Minister den Rekord an Ueberwundenheit schlägt — und wenn er auch vorher den Rekord an Gottesfurcht und Königstreue geschlagen hat.

Der farblose Krieg

Von Otto Soyka

Der Apparat des modernen Krieges ist das Werk der seltensten Vollkommenheit. Die Technik des Zerstörens ist der des Schaffens vorausgeeilt, die Summe von Geist und Arbeit, die in Organisation und Ausrüstung der Wehrmacht zum Ausdruck kommt, hat kaum ihresgleichen im Bereiche der Kultur. Besäße die Institution keinen praktischen Wert, als vollendetes Produkt menschlichen Verstandes allein müßte man ihr Daseinsberechtigung zusprechen. Gerade diese kunstvollste und befriedigendste Schöpfung des Geistes findet niemanden bereit, sie objektiv zu würdigen, und jedes Urteil, das laut wird, ist von irgend einem Zweckstandpunkt aus gesprochen. Nur hier, wo Furcht und Argwohn dem Geiste keine Ruhepausen gönnten, und wo der Haß sein Ansporn war, konnte ein so wundervolles Kompositum von Mensch und Technik entstehen, das alle natürlichen Unzulänglichkeiten der Rasse zielbewußt zu korrigieren scheint. Die Entwicklung der Kriegstechnik gestattet unter anderem einen interessanten Schluß auf die Fähigkeit des Menschen, zu hassen. Jene Geschöpfe, die dem Haß am fernsten stehen, sind zweifellos dieselben, bei denen sich jeder Keim von Wut und Feindschaft sofort in Klauenhiebe und Bisse umsetzen darf. Tiger und Schlangen sind gewiß die gutartigsten Wesen, deren Inneres nichts von Feindschaft weiß. Den Haß kennt die Taube am besten. Kruppsche Kanonen und Stahlmantelgeschosse konnten nur von einer hochentwickelten Taubenart erfunden werden.

Bei der Verbesserung aller zum Kampf dienenden Mittel ist heute nur eine Stelle, die der Fortschritt nicht berührte. Alles, Waffen, Kleidung, Vorschriften, wurde geändert, ist verstandesmäßiger, zweckdienlicher geworden. Nur eines blieb. Das sind die altehrwürdigen Kriegs- und Schlachtgefühle, die seelischen Monturstücke, die nun einmal zur Ausrüstung des Mannes zu gehören scheinen. Da muß stets eine gewaltige Ration von Begeisterung vorhanden sein, eine ansehnliche Menge von rührenden Gefühlen und schönen Ueberzeugungen, die alle als unantastbar gelten wollen. Der moderne Krieger schleppt noch immer den Glauben im Tornister mit, für die bessere Sache zu kämpfen, Haus und Herd, Weib und Kind zu verteidigen, für Symbole aller Art zu streiten. Ja, er trägt so viele Ahnen, daß fast die Gefahr vorhanden ist, er könnte das Tragen der Waffen vernachlässigen. Und allgemein herrscht der Aberglaube, daß dieser eiserne Vorrat von Gefühlen eben mitgeführt werden muß, um die Kampfestüchtigkeit zu nähren. Das ist ein Irrtum. Dringend würde sich schon heute eine zeitgemäßere, praktischere Kriegsausrüstung für die Gemüter empfehlen; die noch geltende ist für Säbel und Lanze, für Balliste und Sturmbock komponiert. Sie paßt nicht mehr zum Infanteriegewehr und zur Feldkanone M. 5. Was hat die Begeisterung im modernen Krieg zu suchen? Als das Kriegführen noch

Dreinschlagen bestand, hatte sie ihren Zweck. geisterte Hiebe waren stärkere Hiebe, die rme der Begeisterung setzte sich in Arbeit um, nach Kilogrammetern zu messen. Sie bedeu- ein Mehr an Kraft für die Armee, und zwar r Kraft, deren Herstellung im Vergleich zu der Fleischkost und Konserven erheblich billiger stehen kam. Aber heute? Soll der Mann mit geisterung zielen, mit Begeisterung den Hahn cken, begeistert jede Deckung benützen? Das e verfehlt, und würde die erwünschten Treff- ltate bedeutend vermindern. Und das eben ist Lehre der Zeit für den bürgerlichen Beruf und jede erfolgreiche Tätigkeit gewesen: Ruhe, hlichkeit, Pflichtgefühl. Kein Rausch, kein Zu- an Wollen und Versuchen, verspricht Erfolg. Zeiten des Affektes sind vorüber, und ernste eit wird nüchtern geleistet. Es ist ein schwerer ler, der Kriegsarbeit eine Ausnahmestellung an- veisen. Auf die Errungenschaften von Nüch- nheit und Pflichtbewußtsein bei der Erziehung Soldaten zeitweise zu verzichten und den tra- onellen Rauschzustand anzustreben. Auch der uf des Krieges erfordert heute jenen ganzen nn, der seine Gedanken nur auf ihn, nicht aber ideale Dinge richtet. Mögen diese nun an sich handen und sehr wertvoll sein oder nicht. Das gerliche Leben lehrt die Erfüllung von Pflich- . Die großen Leistungen unserer Zeit haben en Ursprung fernab von allen Symbolen und r Begeisterung in der Pflicht. Es ist Unsinn, den Krieg ein Gedankenreich zu schaffen, wo Pflichten an zweiter Stelle, und aller mögliche, würdige Hausrat an erster steht. In jener ist heute lebende Mensch zu Hause, hier hat er ernt, seinen Mann zu stellen, und er wird ihn dann im Kriege stellen, wenn er merkt, daß nicht plötzlich in fremden Regionen lebt, son- n es mit nichts anderem zu tun hat, als mit alten, wohlbekannten Pflicht. Soll gerade die nee für das Zuviel an Nüchternheit in allen leren Lebenskreisen schadlos halten? Ueberall st: Zahlen, hier allein Gefühl. Mit einem lage steht man in einer anderen Zeit. Die tische Einkleidung und der ganze Rausch, sie gen die große Gefahr eines Mißverständnisses ich, das folgenschwer werden kann. Sie könnten ht zu der Annahme verleiten, es genüge die adegefühle mit sich zu führen; jene andere stige Montur aber, die sonst im Lebenskampf ragen wird, sei nicht für den Krieg erforderlich. hts ist bedenklicher, als dem Soldaten die uation als fremdartig und ungewöhnlich darzu- len, den Krieg als einen Ausnahmezustand, der e und unerhörte Anforderungen an ihn stellt. eg und Frieden dürften nicht als Gegensätze cheinen, denn sie haben das Gemeinsame der eit. Es ist höchst unnötig, ihn außer mit sik noch mit Hochgefühl marschieren zu lassen. it wichtiger wäre es, ihm zu Bewußtsein zu ngen, daß der Kampf und die Selbstverteidigung ne Steuer sind, die ihm eine Regierung auf- gte, daß diese Steuer von alters her auf jedem enden Wesen lastet, und die Form, in der sie te entrichtet werden kann (Einschränkung auf körperlich geeigneten Personen und bei diesen eine bestimmte Anzahl von Jahren) bereits eine wertvollsten Errungenschaften des Staates, eine wichtigsten Entlastungen für seine Angehörigen eutet.

Man bemüht sich seltsamerweise einer Armee tes nachzusagen, indem man ihre Gefühle lobt; vergißt dabei häufig genug ihren eigentlichen rt: die Arbeitsleistung, die von ihr repräsentiert d. Jahrzehntelang hat diese Organisation die eitsleistung von Hunderttausenden in sich auf- ommen; und ein Teil von diesen, der an In- genz und Arbeitsfähigkeit kaum einer anderen sellschaftsklasse nachsteht, hat die Leistung des zen Lebens in ihr niedergelegt. Diese ganze mme einer ernsten Arbeit der Jahrzehnte ist in Organisation der Soldaten aufgespeichert. Wie n es dazu kommen, daß man das übersieht und schzustände gegeneinander abzuwägen und nicht eitswerte?

Eine solche kindliche Verkennung von Arbeits- t und der Arbeitskraft wird sich diese Zeit ends zuschulden kommen lassen, wo ihr die eit in minder buntem Gewande entgegentritt. n diese Verkennung schließt ein gerade heute pielloses Unverständnis für Arbeit in sich. Es ist die Folge des Fehlers, daß man den Krieg und alles mit ihm zusammenhängende nicht im Lichte der Gegenwart sieht, sondern in einem mystischen Dunkel vergangener Zeit, und daß man, zögernd auch auf ihn die Lehren und das Wissen unserer Zeit zu erstrecken, mit veralteten Maßstäben an seine Beurteilung herangeht. Man mag die Vergangenheit ungern schwinden sehen, mag die bisherige Auffassung des Kriegswesens als letzten Rest schönerer Zeiten bewundern, in denen die Ereignisse mehr Glanz und Farbe hatten. Wer heute den Erfolg will, wird auch die Gesetze dieses Heute studieren müssen. Die Bilderbogen des Krieges haben sich stark verändert, seitdem in Europa die letzten Schlachten geschlagen wurden. Es wäre an der Zeit, auch an den psychologischen Bilderbogen, die noch die alte Malerei tragen, die notwendigen Korrekturen vorzunehmen.

Nackte Kultur

Schwarzer Spass

Von Paul Scheerbart

Schwipp! Da flogen die schwarzen Zylinder, die weißen Bäffchen, die Trikots und Chemisettes, die Frackschöße und die Aermelröcke, die Strümpfe, Krinolinen und all die andern Höllenhüllen auf die großen Scheiterhaufen rauf.

Die Flammen loderten majestätisch zum afrikanischen Himmel empor, und die schwarzen Herren und Damen aus Afrika umtanzten die lordernden Flammen wie die Besessenen.

Nackt waren die schwarzen Menschen — splitternackt.

Zehn Volksredner aus Europa hatten es fertiggebracht, ganz Afrika zu revolutionieren.

„Schwarze Menschen"! hatten die Volksredner gesagt, „Ihr müßt eine neue Kultur begründen. Laßt Euch von den Europäern nichts weiß machen. Die Europäer sind mit ihrer unnatürlichen Kultur sehr unzufrieden, da die vielen Kleidungsstücke den ganzen Menschen beengen. Werdet wieder nackt, wie ihr einstmals waret — und Ihr werdet plötzlich an der Spitze einer neuen Kultur stehen — an der Spitze der nackten Kultur — der „natürlichen" Kultur — die dem Menschen gestattet, frei zu leben — frei von allem Plunder. Es lebe hoch der nackte Mensch mit der splitternackten Kultur! Hört Ihr schon was näher kommen? Hört Ihrs noch nicht? Es sind die Maler und Bildhauer, die da kommen! Sie eilen aus allen Erdteilen herbei und wollen sich bei Euch niederlassen — da sie im nackten Menschen das echte und wahre Kulturideal erblicken. Das Fleisch ist der große Trumpf der Natur — die Kulturauster — also — hoch das schwarze Menschenfleisch! Hoch! Hoch!"

Und die Schwarzen entkleideten sich allesamt — und standen nun da in ihrer stolzen Nacktheit wie Adam und Eva im Paradiese.

Die schwarzen Leute umtanzten mit ihren schwarzen Weibern die Scheiterhaufen, auf denen all die lächerlichen Bekleidungsgegenstände endgültig verbrannten.

Und dann arrangierten die sämtlichen nackten Völker des heißen schwarzen Erdteils einen grandiosen Küstenreigen mit Pechfackeln. Die Kinder trugen die Peckfackeln.

Die Schwarzen faßten sich alle gegenseitig an die Hände und bildeten so eine mächtige Riesenkette — und die Riesenkette hatte die Form einer Landkarte von Afrika — denn diese Menschenkette drückte auf die sämtlichen Meeresküsten des afrikanischen Kontinents. Um die unzähligen Mohrenfüße plätscherte das Seewasser. Die Kinder mit den Fackeln jauchzten. Also zeigte sich die neue Kulturhorde den zurückgebliebenen Erdteilen in ihrer stolzen Nacktheit.

Die zehn Volksredner aus Europa standen ganz nackt in dem Aequatorsonnenschein und gratulierten sich händeschüttelnd, — dem hagersten von den zehn Volksrednern war allerdings die neue Kultur noch lange nicht nackt genug: und sie beschlossen, in Europa hundert Millionen Rasiermesser anfertigen zu lassen — alle Haare sollten rasiert werden — sogar die Augenbrauen und die Wimpern.

Die Schwarzen aber tanzten auf den Meeresküsten wie die Besessenen; sie drückten sich dabei immer fester die schwarzen Hände; die schwarzen Seelen dampften.

Das war ein Kettentanz!

Das war ein Befreiungstanz!

Das war das erste nackte Kulturfest mit flackernden Pechfackeln und bewegten Beinen.

Alle Mannsleute und auch die Weibsleute waren ganz aus dem Häuschen.

Alle Künstler der Erde klatschten Beifall mit ungeheurem Eifer.

Durch den kolossalen Schall entstanden viele Gewitter mit Blitz und Donner.

Die Rasiermesser kamen langsam näher — auf reichbeflaggten Regierungsdampfern.

In Timbuktu sollte den schwarzen Leuten das kunstgerechte gegenseitige Einseifen beigebracht werden; das Rasieren verstanden sie bereits — nur mit dem Einseifen wollte es immer noch nicht so recht gehen. Die Seifensieder freuten sich so — wie Künstler und Barbier.

Das Nilpferd

Von Rudolf Kurtz

Sie gehen in einer Herbstnacht durch den Tiergarten. Die kahlen Bäume berühren Sie bei Ihren geordneten erotischen Verhältnissen mit keinem Sentiment. Sie gehen, um in dem seltsamen Witterungswechsel der Uebergangszeiten die Stoffverbrennung in Ihrem Körper intensiver zu empfinden, sich auf einem einsamen Wege als dynamisches Wesen von höchster Bewegungsfähigkeit zu Bewußtsein zu bringen. Die Windungen Ihres Gehirns füllt ein überhastiger Strom farbigster Lyrik: Da unterbricht Sie ein irrer Schrei in Ihren einsamen Abenteuern. Ein krächzender, verdammter, ein tropischer Schrei erhitzt Sie: die nordische Sentimentalität ist aufgesogen von der heiteren Trockenheit südlicher Provinzen — noch einmal dieser ferne, wilde Schrei, und Sie denken an Birubunga, wo Sie hätten Tiger jagen können, eine wirre Fabelkette heftigster, erregendster Erlebnisse, die mit beängstigender Schnelligkeit vorübersausen, über das Blachfeld Ihrer imaginären, ach so heroischen Abenteuer zucken die Schreie wilder Tiere, krächzt ein zusammengekauerter Vogel, in Erinnerung an einen hohen, ganz hohen Flug. Sie sind im Zauber verwilderter Vegetationen, gefesselt von unbeschreiblichen Tiersagen — mit einer jähen Bewegung fliegt der Kopf aus dem sorgsam emporgeschlagenen Kragen und Sie stehen in der frisch empfundenen Nachtluft, die Pfeife mit männlicher Energie zerbeißend, vor den berlinisch aufgefärbten Mauern des Zoo. Ihre Erlebnisse erwachen, sorgfältig distanziert von der phantastischsten Meerfahrt von vorhin. Mit Zärtlichkeit gedenken Sie der Lamas, die Sie im Sommer in Begleitung des guten Doktors mit Zeitungen, Berliner Zeitungen fütterten, mit liebevoller Hingabe das langsame Zerschroten des Papiers betrachtend. Voll unsagbarer Bewunderung erinnern Sie sich der Elefanten, dieser unglaublichen Türme rührender Treue, ihrer gemessenen Würde und der besorgten Haltung ihrer nervösen Ohren. Und wie beruhigt es, sie schreiten zu sehen, die federnde Beweglichkeit dieser trägen Fleischmassen, den sicheren Rhythmus der Muskelbewegungen zu empfinden und die Reizbarkeit des spiralig gewundenen Rüssels. Mit einem innig empfundenen Ruck sind Sie in dem abgeschmackten Hause, wo das unglaublichste Wunder der Tierwelt sein magisches Dasein führt: das bewunderungswürdige Nilpferd. Denken Sie noch an die tiefe, fast religiöse Andacht, mit der wir vor diesem ungeheuren phantastischen Wesen standen? Dieses dämonisch gewordene Hausschwein, von einem betrunkenen Fleischerhirn nach einem mittelalterlichen Fabelbuch stilisiert. O, wie erbarmungswürdig erschien uns die Phantasie eines europäischen Karikaturisten, der dieses Geschöpf zu zeichnen begehrte, und wir dachten an einen flinken und doch nicht würdelosen Japaner, der mit ein paar heftigen deutlichen Pinselstrichen den breiten Kopf mit der ungeheuren Linie des Kinns hinsetzte, diese erregend perfiden Augen und den monströsen Hautlappen der Oberlippe, in dem eine ungeheure Kraft nervös spielt. Und dieser schwere, fettgeschwollene Körper — wie organisch, selbstverständlich steht er zu diesem Kopf, der wie ein faulender Baumstumpf voll grünlich verkrusteter Borke aus dem Wasser ragt. — Wir hören es schlürfen und niesen, sehen seine tappen-

den Schritte und ungestalten Bewegungen, empfinden mit Grauen und Staunen das tiefe Loch, das sein Hineinwerfen in das Wasser reißt, ahnen die ungebärdigen, überwältigend starken Bewegungen im Wasser und denken an die acht Linien, mit denen es der Japaner hinwarf — und bewundern nun, plötzlich erleuchtet, die zarte Organisation dieses Körpers, soviel verblüffender, fremder, unnatürlicher als der Elefant. Aus einem ganz dumpfigen Grunde ahnen wir, daß es dieses Wunderliche ist, was uns ergreift: dieses Künstliche, verwulstet Unzweckmäßige, während wir instinktiv wissen, daß diese atemberaubende Formlosigkeit ein subtil organisiertes Netz von Nerven durchläuft, daß ein Willensimpuls die vollendetste Zweckmäßigkeit in allen Teilen herstellt. Und dann werfen wir noch einen Blick auf das Nilpferd, wie es mit fast schwimmenden Schritten über die Fliesen schleicht, sich mit einer unbeholfenen Wendung in das Wasser hineinwirft, und ein Niesen und Pfeifen hören läßt, das die fabelhafte Kraft ahnen macht. O wie heiter und fröhlich erscheint neben diesem grauenhaften und unerklärbaren Wesen der Löwe, welch angenehmer Repräsentant der menschenfreundlichen Tiere gegen diesen unbegreiflichen Feind. Wie selbstverständlich die Institution des Tigers, mit seinem durchaus möglichen, mathematisch sicheren Extérieur. Wer doch einen so behaglichen Hund hätte, wie diesen aufgerechten weißen Schneemann, der natürlich ein Eisbär ist. Fühlen Sie sich nicht erregt und in einer günstigen Disposition zu scherzen? Ah, Sie haben sich aus dem Irrgarten Ihres Gehirns herausgedrängt und eilen, von plötzlichem Frost und einer unwillkommenen, unmotivierten Sehnsucht ergriffen, in das Café K., wo Sie bei einem Grog von Arrak und fünf Stückchen Zucker, aufgesogen von einem dem menschlichen Organismus wundervoll angepaßten Korbstuhl, Gelegenheit finden, Ihr kleines Abenteuer aufzuschreiben.

Oskar Kokoschka

Wir schreiten sofort durch den großen in den kleinen Zeichensaal, einen Zwinger von Bärinnen, tappischtänzelnde Weibskörper aus einem altgermanischen Festzuge; Meth fließt unter ihren Fellhäuten. Mein Begleiter flüchtet in den großen Saal zurück, er ist ein Troubadour; die Herzogin von Montesqiou Rohan ist lauschender nach seinem Liede als das Bärenweib auf plumpen Knollensohlen. Denn Treibhauswunder sind Kokoschkas Prinzessinnen, man kann ihre feinen Staub- und Raubfäden zählen. Blutsaugende Pflanzlichkeiten alle seine atmenden Schöpfungen; ihre erschütternde Aehnlichkeitswahrheit verschleiert ein Duft aus Höflichkeit gewonnen. Warum denke ich plötzlich an Klimt? Er ist Botaniker, Kokoschka Pflanzer. Wo Klimt pflückt, gräbt Kokoschka die Wurzel aus — wo Klimt den Menschen entfaltet, gedeiht eine Farm Geschöpfe aus Kokoschkas Farben. Ich schaudere vor den rissig gewordenen spitzen Fangzähnen dort im bläulichen Fleisch des Greisenmundes, aber auf dem Bilde der lachende Italiener zerrt gierig am Genuß des prangenden Lebens. Kokoschka wie Klimt oder Klimt wie Kokoschka sehen und säen das Tier im Menschen und ernten es nach ihrer Farbe. Liebesmüde läßt die Dame den schmeichelnden Leib aus grausamen Träumen zur Erde gleiten, immer wird sie sanft auf ihren rosenweißen Krallen fallen. Das Gerippe der männlichen Hand gegenüber dem Frauenbilde ist ein zeitloses Blatt, seine gewaltige Blume ist des Dalai Lamas Haupt. Auch den Wiener bekannten Architekten erkenne ich am Lauschen seiner bösen Gorillenpupillen und seiner stummen Affengeschwindigkeit wieder, ein Tanz ohne Musik. Mein Begleiter weist mit einer Troubadourgeste auf meinen blonden Hamlet; in ironischer Kriegshaltung kämpft Herwarth Walden gegen den kargen argen Geist. Auf allen Bildern Kokoschkas steht ein Strahl. Aus der Schwermutfarbe des Bethlehemhimmels reichen zwei Marienhände das Kind. Viele Wolken und Sonnen und Welten nahen, Blau tritt aus Blau. Der Schnee brennt auf seiner Schneelandschaft. Sie ist ehrwürdig wie eine Jubiläumsvergangenheit: Dürer, Grünewald.

Oskar Kokoschkas Malerei ist eine junge Priestergestalt, himmelnd seine blauerfüllten Augen und zögernd und hochmütig. Er berührt die Menschen wie Dinge und stellt sie, barmherzige Figürchen, lächelnd auf seine Hand. Immer sehe ich ihn wie durch eine Lupe, ich glaube, er ist ein Riese. Breite Schultern ruhen auf seinem schlanken Stamm, seine doppelt gewölbte Stirn denkt zweifach. Ein schweigender Hindu, erwählt und geweiht — seine Zunge ungelöst.

Else Lasker-Schüler

Gespräche mit Kalypso

Ueber die Musik

Von Alfred Döblin

Achtes Gespräch: Indes die Göttin krank liegt / Von den höheren Tonordnungen

Fortsetzung

Der Junge

Mir klingt ja manches fremd und befremdlich an dem, was Du sagst. Du hältst also jene größere Form oder Zusammenhangsweise nicht für eine Urform der Musik; sie ist Dir keineswegs eine Art Urnebel, die sinfonische Ordnung, aus dem sich die größeren und kleineren Welten ballen und losreißen. Aber verzeih' mir: Du mußt mir das schon deutlicher sagen. Ich dachte nie über Musik nach.

Der Alte

Ich will Dir weisen, wie die Musik, ohne sich zu bannen, in die straffen, kurzen Ordnungen, und ohne sich aufzulösen, in die Riesenreihen, wie die große liedfremde Musik sich eine Ordnung gewinnt. Es stellt sich Musik dar in Nachahmung, Wiederkehr und veränderter Wiederkehr einer einzigen Tonfolge; stellt sich im Lied, Fuge, Kanon dar. Nun taucht die Frage auf: gibt es Musik zwischen zwei fremden Tonfolgen und beliebig vielen Tonfolgen? An dieser Frage hängt nicht gerade die große Musik, denn schon die eine Tonfolge kann sich unter kundigen Händen zu großer, sehr großer Musik entwickeln; aber der Tonfolgen gibt es viele, und es hieße, diesen Reichtum verderben lassen und willkürlich die Musik verarmen, wollte man nur eine Tonfolge zur Musikbildnerin machen. Schon die Veränderung bei der Wiederkehr ruft auf diese Bahn und spricht, indem sie ändert und nicht gleicht, die große Formel der Künste aus: von der Gleichheit aber in der Ungleichheit, von der Einheit aber in der Vielheit, von dem Zusammenhang, der um so deutlicher wird, an je mehr er sich erweist, gegen je mehr er sich erweist und gegen je ungleicheres er sich durchsetzt. Die große Musik ruht auf einer Ordnung zwischen verschiedenen aufeinander folgenden Tonverbänden. Zwar kann auch in der großen Musik der einzelne Tonverband seiner Neigung folgen und sich ausgliedern in Kanon, Fuge oder Lied, jedoch wird die umfassende Ordnungsweise die Glieder von solcher Ausbildung gern fernhalten, die nicht im Wesen der Gesamtordnung liegt und den Schein gereihter kleiner Musik erweckt.

Der Junge

Also Du fragst, wie sich fremde Tonfolgen verknüpfen können? Laß mich denken. — Wenn ich zwei Bilder habe und will sie an eine Wand hängen —, verzeih' mir: ganz fremd können und dürfen Deine beiden Tonfolgen nicht sein, wenn sie Musik schaffen wollen. Fremd, das heißt beziehungslos, gleichgiltig gegeneinander; denn Musik soll ja eine Zusammenhangsweise der Töne sein, und Du forderst unmögliches von ihr, die das Beziehungslose — beziehen soll. Fremd, dies kann nur sein: nicht gleich, und nicht nur verändert. Aber welche Beziehung bleibt ihnen dann? Nicht Gleichheit, nicht Aehnlichkeit, — Gegensatz?

Der Alte

Wohl, dies ist eins. Erfaß aber noch einmal, was die Formel der Künste aussprechen wollte, den Gedanken von dem — Gedanken, von dem Zusammenhang, der um so mächtiger ist, an je mehr er sich erweist und gegen je ungleicheres er sich durchsetzt. Die Vielheit der ungleichen Tonfolgen wird ihre Grenzen haben an — uns; unser Gedächtnis höhnt dem Willen der Kunst, — wo wir nichts festhalten können, setzen wir weder Gleichheit noch Unterschiedlichkeit an. Und so findet auch das Fremde, das Ungleiche, wie Du klug erfaßt, seinen Zaun und seine Mauer in der Kunst; — ganz Beziehungsloses kann n zusammengehängt werden. — Aber dies ist schon wichtig: der Gegensatz eint. Und Einheit fußend hat er den Vorzug, daß den Unterschied des Unterschiedenen schärfste hervorhebt. Er stellt die Grundf des Fremden und doch Bezogenen dar; s Macht ist darum groß in aller Kunst. Denn d hängt alles: den Reichtum in satter Fülle zu ze und doch in dem Prunken der Spangen und Mä in dem überladenen Pomp der Heerscharen König und zuerst ihn sehen zu lassen. — scheint, als ob sich hier ein Gesetz entwickelt h das die Kunst aus sich heraus bildungsfähig ma Nun folgt auf das Langsame das weniger Langs und Rasche, das Leise zieht das Kräftiglaute und so bei den weiteren Bestimmungen der T wodurch die Abwechslung, besser eine Unend keit des Mannigfaltigen gewährleistet wird. in der Tat ist dies ein solches Gesetz, sofern ü haupt Gesetze bilden. Aus sich heraus aber flie Töne nicht; das Gesetz schafft keine Handlun sondern richtet sie. Vielartig sind die Bindu weisen niederer Ordnung, welche die Musik ke überbestimmt fast bis zur Unbestimmtheit sind einzelnen Tonfolgen: So findet das Gesetz Mannigfaltigkeit als wählendes reiche Tätig Bald drängt sich diese, bald jene Bestimm richtunggebend hervor; das ist natürlich ein N der etwa glaubt, die Musik erfolge nun aus und nicht vielmehr aus dem Musiker. Schon er die jeweilig richtunggebende Bestimmung w

Nach dem Gesetz des Gegensatzes und Mannigfaltigkeit, das ganz im allgemeinen herr hebe ich eins heraus, das, ihm untergeordnet, sonders die Einheit sucht mit Hilfe des Wirk keitswertes der Tonfolgen. Diese Tonfolge f zu einer anderen und dritten fremden, verschiede indem sie folgerichtig gerade die Ordnungsw welche die Wirklichkeit stellt, entwickelt, mehr weniger anekdotische, epische Stimmungs-, See bilder entwirft. Sie führt dicht an die Reihenm Und so gibt es noch vielerlei Regeln und Ges aus den Werkzeugen und so weiter. Bald tritt Wirksamkeit dieses, bald jenes Gesetzes meh den Vordergrund; die Musik ist überaus zusamm gesetzt, und man wird ihr mit einseitigen Bes mungen und Regeln nicht gerecht. Vieles ber sichtigt der Musiker, und Alles führt ihn auf mal; wenn auch die Musiker sich in der Be zugung der verschiedenen Ordnungsweisen u scheiden und gruppieren. Hier klingt eine folge: Das Gehen eines Kriegers, mein' ich, ihr zur Ordnungsweise, gibt ihr den schärferen macht sie höher musikalisch; diese Folge wi sich zierlich mit geschnürten Hüften, schlan Hälschen, spitzen Füßchen, — begreiflich, daß weiter balanciert, daß hohe, rasche Figuren lei Spitzen über sie werfen, daß ein Brummbaß g sie antapert, sie zärtlich verdreht, verstimmt; kreischen und kichern; eine andere Folge Seufzer in sich getrunken, nun schleicht und kr es ohne Ende. Die Faust schwingt diese F höhnt und droht und läßt sich nicht besänfti Bekümmert und schämig bleibt diese auf dem Fl stehen, geht nach ein paar Schritten immer wi zurück und im Kreise wie ein verlassenes chen. Ueberblickst Du ein längeres Musikstück wirst Du finden, daß die Fortführung der folgen auf sehr wechselnder Grundlage gesch Jetzt wird mit einem zaghaften Zwie- und Zwits gespräch begonnen, jetzt fordern die singe Saitentöne eine Abwechslung in aufschmetter Trompeten, die ihren Glanz und ihre Eigenart gegen dumpfe Holzbläser erweisen wollen, wieder die Saitentöne hervorzittern zu lassen; ladet eine kleine Tonfolge zu breiter, liedähnli Ausführung ein; nachdem in wechselnder St gespielt wurde, gilt es nun, auf gleichmäßiger H zu bleiben und ruhig fortzuspinnen. Bei An dung dieser einfachen, sehr einfachen und beg lichen, doch wechselnden Regeln des Zusam hangs spielt naturgemäß der Charakter, das T perament, die Eigenart des Musikers die Ha rolle. Du mußt mich nicht mißverstehen, wen sage, die Musik trüge ihre Gesetze nicht in sondern im Musiker. Ich will mich nicht verste hinter dem Herrichter, — das mögen andere und schwätzen von dem schöpferischen Wille vielmehr hat ja alles Betrachten der Kunst diesen Sinn, Herr zu werden dieses Herrn, d

Zeichnung von Samuel Fridolin

Schlechte Dichter II / Hermann Sudermann

anscheinend unfaßbaren Herrn, den Künstler zu überwinden in der Kunst. Und wie könnte ich von Formen und Zusammenhangsregeln sprechen, gäbe es für mich nicht etwas, das über dem einzelnen Künstler stände, das sein Tun als Kunst erscheinen läßt: das macht die Gesamtheit der gesetzten Regeln und Darstellungsweisen seines Stoffes. Aber dies ist ein Schwert, das seinen Krieger verlangt. Dieses Herrwerden hat sein Ende und seine Grenze; einmal schließlich stoße ich auf den Quell, der immer neu fließen muß, sollen diese Bildungen nicht vertrocknen, soll nicht alles zu Rätseln und toten Hieroglyphen werden.

Der Junge

Ich folge Dir gern. Wenn also das Wählen des Musikers, sein mehr oder weniger besonderes Seelenerlebnis, es im bestimmten Fall erklärt, warum dieses Langsame sich hinwendet jenem weniger Langsamen und so fort, wenn dies also die zwei, drei fremden Tonfolgen bindet, so müßte letzten Endes in der großen Musik auch irgendein Erlebnisplan gemeinsame Zusammenhangsregel aller Teile eines Werkes sein. Denn es bedarf einer gemeinsamen Ordnung für alle so verschieden geordneten Fortführungen, die zerflattern würden. Oder wie denkst Du? Ein wirklichkeitsvoller Erlebnisplan wäre wohl einseitig, unelastisch und gewalttätig, auch gediehe Musik leicht zu einem Schatten der Wirklichkeit.

Der Alte

Nicht ich sprach von einem Erlebnisplan. Wirklichkeitsvoll? Wirklichkeitsvoll nenne ich diese Musik. Einen sonderbaren Musikanten heiße ich solchen Tollhans, der sich Fetzen, Balken und Bretter aus allen Ecken stiehlt, sie hinter seinen Zaun auf einen Haufen wirft, mit seiner Leibfarbe bemalt; nun hat er etwas getan. So weit geht sein Recht über die Musik nicht. Nichts hat die Wirklichkeit, die des erlebenden Musikers, von der ich sprach, mit dieser, der Schlachten und Naturlaute zu tun; die niederen Zusammenhänge und Fortführungen gibt sie, aber ein bloßer Guckkasten ist kein Erlebnisplan. (Er geht ans Wasser und wirft Kiesel hinein. Pause.) — Ich bin im Zorn. Ich hasse die, die von der Welt glauben, sie wäre ein blindes, blödsinniges Weib, Besessene und Bacchantin, die stückweise lalle; ich hasse die, die den Künstler einen übersprudelnden Lügner, Dichter und Bettler sein lassen, der die Blödsinnige in seine Kleider hineinzwinge. Der Widerspenstigen Zähmung: Das Thema der Welt; seine Spieler: die Besessene und ihr Bettelmann! — (Gelassener.) Genug. Sieh', es sind nur Reihenbildungen, wo solch falscher „Wirklichkeitsplan" der Musik zur Ordnungsregel dient. Von Bildungen, die mehr oder weniger reihen, führen Stufen zur wirklichen Ordnung, die dem Lied, der Fuge zustrebt. In Schauspielen, Gesängen haftet die Musik derart ganz an dem, was die andere Kunst mit ihren anderen Gesetzen und Regeln geformt hat. Sie selbst kommt nicht zur Sprache, sie will sprechen, aber ehe sie den Mund auftun kann, huscht eine neue Erscheinung jener fremden Kunst an ihr vorüber, daß ihre Stimme vor Staunen erstickt. Eine magdhafte Musik, doch zurückhaltend kann sie auch heißen, keusch, weil sie nur zögernd den Dingen naht und von sich schweigt; schmiegsam schaut sie mit blinden Augen auf ihren Herrn; sie erzittert bei seinen Schritten, weiß nicht, warum er poltert; lächelt, wenn er ein sanftes Wort spricht. Diese Musik wird nur ein „Ach" und „Oh" geben; sehr erniedrigt muß sie, kaum Kunst sein.

Der Junge

Ich weiß eine Kunst wie diese, die sich dienstbar macht wie diese, magdhaft ihren Herrn ziert, keusch heißen mag, da sie alles kennt außer sich.

Der Alte

Du zielst auf die Wortkunst?

Der Junge

Auch auf sie könnte ich zielen, — auf manche Wortkunst. Doch ich meine sie nicht, — näher suche ich, — die Bühnenkunst. Sie hängen Flitter auf Flitter, Bretter bauen sie auf, die sie größenwahnsinnig als Welt gebärden. Sie suchen die Täuschung, das ist noch nicht die Kunst. Nun tadle ich nicht die, welche wahrhaft eine Wirklichkeit wiederholen, — aber lachenswert heiß ich ihr Tun, wenn sie mich täuschen wollen, als wäre ich der Spatz des alten Meisters und sollte seine gemalten Kirschen picken. Auch eine Rübe preise ich, wenn sie zum Verwechseln gemalt ist, nicht durchaus höher, als die zerfratzte Göttin: es gibt viele, höhere und niedere Ordnungsweisen in allen Künsten, nicht eine, nicht die; wer will eine so unbedingt hervorstellen? Wohl aber muß der Künstler seine Kunst recht verstehen, zunächst das Material kennen lernen, zu Satzungen gelangen, welche die einzelnen Fähigkeiten oder Bestimmtheiten des Materials in anerkannter Weise regelt. Man darf zunächst nicht mit dem Ton malen wollen, oder mit dem Stein klingen; darf nicht von der Wirklichkeit, sondern muß von dem Material ausgehen. So müßte die Bühnenkunst zunächst erkennen, daß Täuschung nicht möglich ist, und weiter, daß sie sinnlos ist und dem Stolz einer Kunst nicht entspricht. Erst später alles andere. Da wächst dann dieser peinliche, entsetzlich kinderhafte Streit und das Gefasel von einer Kunst, die zur Natur werden soll, — als wäre dort oben schon eine Kunst; da gibt man sich selbstmörderischem Bemühen hin, und statt die Natur zu hassen und zu lieben, „spiegelt" man sie. Man lerne erst das Einmaleins, ehe man Kaufmann wird; man mache die Bühnen nicht zu einem Museum. Unnatürlich soll alles sein, das heißt: stoffgewachsen, nicht naturgewachsen, denn das ist Kunst. Die Bühne bleibe Bühne, man finde der Bühne ihre Gesetze und ihre Natürlichkeit. Besser als die Flitterbühne findet sich die alte zurecht mit ihren Täfelchen; sie tut aber wie die Rübe und die Göttin: hier zu viel, dort zu wenig.

Schluss des achten Gesprächs in Nummer 22

Zur Tötlichkeit des Sächselns

Von Mynona

Ein Vogelverkäufer, namens Willi Ohnemann, ein Mensch ohne alle heroischen Charakterzüge, aber mit starkem Geschäftssinn, so daß er längst nicht mehr sonderlich auf die Gefühlswirkungen seiner Sprech- und Singvögel achtete, sondern in diesen gefiederten Gefangenen nur noch bloße Geschäftsgegenstände sah, war so gewohnheitsmäßig stark mit einer Frau aus Sachsen verheiratet, daß es ihm erst wieder auffiel, als er es aufhörte zu sein: Frieda geb. Ritter starb wie ein Weib stirbt, welches sich sehr lange mit Vögeln wie mit Kindern abgegeben hat. Sie starb, wie wenn sie sich mauserte, mit irgendwelchen Flügeln krankhaft zuckte; ihr letztes Röcheln klang wie: piep! Ihr Gatte kam von ihrem Leichenbegängnis um die

Abendzeit in sein Geschäftslokal zurück. Er überdeckte die Käfige der Vögel mit Gaze und Tüchern und setzte sich vor sein Pult, um zu rechnen. Gleich darauf ließ er die Läden herunter und verschloß die Türe. Als er nun mit seiner kleinen Lampe in der Hand sein Schlafzimmer aufsuchen wollte, krächzte ein Vogel im sächsischen Tonfall seiner verstorbenen Frau: „Willi wach auf! 's ist Zeit!" Willi Ohnemann fuhr der Schreck so in die Glieder, daß er die Lampe niedersetzen mußte. Der taktlose Papagei hing, ohne Käfig, nur an einer Kette befestigt, in einem Ringe. „Willi wa — —" — „Ruhe!" brüllte Willi ihn an, es ergriff ihn eine furchtbare Wut; wie denn die Natur zuweilen Zorn mit Tränen, wie Feuer mit Wasser gern kämpfen läßt. Ob nun hier die Tränen, also das Wasser, siegte? — Willi kettete Papchen los und nahm ihn mit in sein Schlafgemach. Solche rührenden Züge an starken Geschäftsleuten sind recht selten, bedürfen wahrlich der Aufzeichnung. Der nächste Vormittag brachte ein recht scheckiges Aprilwetter, das Sonnenlicht spielte Kuckuck mit den treibenden Wolken, der Regen klatschte bald nieder, bald schien er wie nach oben gesprüht in der Luft hängen zu bleiben. Ohnemanns Läden blieb geschlossen, die Vögel hörte man drinnen konzertieren. Ein gewisser Blaffke verlangte durchaus Einlaß und pochte dringend gegen die Läden! Die Vögel kreischten. Blaffke ging durch den Flur nach hinten und klingelte am Privateingang. Ohnemann blieb stumm. Blaffke wurde gedankenvoll und ging zur Polizei. Man öffnete. Am Fensterriegel des Schlafzimmers hing Ohnemanns Leiche. Im Bett zur rechten Hand regte sich etwas mit einer Schlafhaube. Das war Papchen, der Frau Ohnemanns (selig) Schlafhaube um den Kopf gewickelt trug und ihr Hemd anhatte. Als Blaffke ihn von diesen ihm nicht anstehenden Wäschestücken befreit hatte, rief der Papagei mit einer Energie, die gar nicht schlecht war: „Willi! Wach auf! 's ist Zeit!" Er sächselte so natürlich, daß alles in den April geführt wurde, zwischen Lachen und Weinen.

Von Erfolgen österreichischer Literatur

Vor etwa vierzehn Jahren schickte ich zwei Gedichte an Auguste Groner, die damals eine Jugendzeitung, eine Wochenbeilage eines Wiener Blattes, redigierte. Sie hat die Gedichte nicht veröffentlicht, ernannte mich aber zu ihrem Mitarbeiter. So viele auch, alles erwachsene Menschen, ihr Schreiben lesen mußten, keinem war der Wiener weibliche Conan Doyl bekannt. Das war vor vierzehn Jahren. Heute wird schon ihr Name in Oesterreich in jedes Kindes Mund sein. Ohne Zweifel, wird doch jetzt ihr jüngstes Werk, „Mene tekel — eine seltsame Geschichte", in nicht weniger als drei fremde Sprachen übersetzt. Und es sind schon mehrere ihrer Werke ins Dänische übertragen worden. Aber das spricht wohl nicht nur für deren Wert, sondern gewiß auch für den Bildungsdrang der Dänen. Vor vierzig Jahren vermittelte ihnen Jacobsen eine genaue Kenntnis Darwins, indem er diesen in ihre Sprache übertrug, heute lesen sie schon die Kriminalromane der Auguste Groner.

Welch eine Ehre für die österreichische Literatur. Und die Hoffnung steigt, daß sie, gleich dem österreichischen Kellner und Schneider, in aller Welt zu großer Popularität gelangen wird; hat doch die amerikanische Schriftstellerin Grace Isabel Colbron in einem jüngst in der Newyorker Zeitschrift „The Bookman" erschienenen Artikel „Der Kriminalroman in Deutschland" der Groner den ersten Platz angewiesen. Mehr noch, die New-Yorker Verleger Duffield and Cie., angeregt durch diesen Artikel, haben den Entschluß gefaßt, einen Band Gronerscher Kriminalromane unter dem Titel „Joe Müller, Detektive" herauszugeben. Darüber große Freude im Lager all der guten Deutsch-Oesterreicher, die in gewissen Produkten der schwarzgelben Literatur die nationale Eigenart und das Delikate eines Rahmstrudels oder eines Wiener Rostbratens wieder erkennen. Namentlich ein Professor Kopallik, dem gewiß keine Zeile der Eschenbach fremd ist, und der voll der Erwartung wäre, daß mit Bartsch der österreichischen Literatur eine Regeneration werde, wenn sie eine solche notwendig hätte, begrüßt in einer Wiener Illustrierten Zeitung mit tiefer Genugtuung den amerikanischen Erfolg. Er wünscht jedoch auch, daß es in Oesterreich zu einer patriotischen Aufgabe werde (gewohnheitsmäßig spricht er von Aufgaben) die ausländischen Verleger und berufsmäßigen Uebersetzer auf die heimatlichen Schriftsteller aufmerksam zu machen. Diese hinwider sollen im Wege der erzählenden Kunst Orientierung verbreiten, Aufklärung schaffen, Liebe zu ihrem Lande wecken. Es soll mit der Verbreitung der österreichischen Literatur im Auslande zugleich der so verbreiteten betrübenden Unkenntnis über die geographische Lage der Donaumonarchie, wie auch der Unterschätzung seiner hohen Kultur der Boden abgegraben werden. Der Herr Professor findet es beklagenswert, daß Oesterreich in den transatlantischen Staaten vielfach als eine Provinz Deutschlands oder als entlegener Balkanstaat gilt. — Dieser falsche Begriff von der geographischen Mission der Donaumonarchie bestätigt aber die Tatsache, daß ihre Kultur zum größten Teil ein Zerrbild ist — unverbrauchter germanischer Schwächen und entmannter orientalischer Kräfte. Davon wird man nur wenige k. k. Professoren überzeugen können. Ganz gewiß nicht Professor Kopallik, dessen hohe Meinung von einer österreichischen Schriftstellerin ihren Gegenpol in der allerhöchsten Auszeichnung findet, die auch ihrem zwanzigsten Roman zuteil wurde, seiner Einreihung in die Familien-Fideikommißbibliothek.

Man muß gar nicht die Spürnase eines Detektives besitzen, um unter den Büchern der zeitgenössischen österreichischen Literatur eins herausfinden zu können, das man einem Deutschen von Geschmack zum Lesen empfehlen kann, man darf sogar mit ruhigem Gewissen die Uebersetzung in diverse fremde Sprachen propagieren.

So segelt unter der trügenden Vignette „österreichische Literatur" die Massenware einer Unterhaltungsschriftstellerin nach Amerika, begleitet von den Segenswünschen eines literaturanalphabeten Professors.

Berlin und Wien liegen nur so weit auseinander, daß jemand, der in Wien am frühen Morgen in seinem Leibblatt den Bericht über eine lumpige Berliner Premiere liest, am Abend des gleichen Tages noch rechtzeitig genug nach Berlin kommen kann, um ihr auch beiwohnen zu können.

Aber während nahezu ein Jahrzehnt notwendig war, daß von Wien nach Berlin der Name Karl Kraus dringe, eines Mannes, der in einem Heft seiner Zeitschrift mehr Geist und Witz verschwendet, als die gesamten österreichischen Rodationsliteraten abzusondern imstande sind, genügte eine gar nicht viel längere Zeit, um den Yankees Kunde zu bringen von Joe Müller, Detektive, dem Phantom einer Auguste Groner. J. A.

Der Fall Nissen

Die Erwiderungen, mit denen Herr Nissen die Anklagen meiner Broschüre zu beantworten glaubt, enthalten nichts weiter als seine beliebte Methode, systematisch den Gegner durch nebensächliche Einwürfe zu verwirren, von den Hauptpunkten abzulenken und im übrigen dreist und gottesfürchtig abzuleugnen. Ich halte es deshalb überflüssig, mich in Polemiken über Einzelheiten einzulassen.

Hingegen: die Infinuation, ich hätte die Broschüre auf Bestellung gegen Bezahlung geschrieben, erkläre ich für eine raffinierte Verleumdung, die sich Herr Nissen glatt aus den Fingern gesogen hat. Mit seiner bekannten Gewissenlosigkeit und Lügenhaftigkeit sucht Herr Nissen wieder einmal seinem Gegner die Ehre abzuschneiden, weil er die eigene sonst nicht länger retten kann.

Ich habe für meine Broschüre weder ein Honorar oder etwas ähnliches erhalten, noch bin ich an ihrem buchhändlerischen Erfolg pekuniär interessiert. — Ich denke nun doch, daß Herr Nissen sich der gerichtlichen Klarstellung nicht länger entziehen kann.

Einstweilen erklärt Herr Intendanzrat Ledner an die Zeitungen:

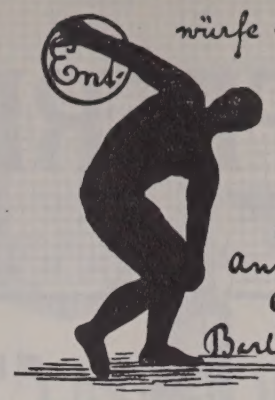
„Ich beziehe mich auf die seinerzeit in der Nummer Ihres Blattes vom 12. Dezember 1905 veröffentlichte Erklärung des Herrn Direktors Max Reinhardt, in der es heisst: „. . . Die Direktion des „Neuen Theaters" kann Herrn Nissen den Vorwurf der bewussten Unwahrheit nicht ersparen und hat den lebhaften Wunsch, dass Herr Nissen ihr Gelegenheit gibt, diesen Vorwurf vor Gericht mit Dokumenten zu erhärten . . ." Diese fünf Jahre zurückliegende Erklärung Reinhardts gegen Nissen mache ich heute zu meiner eigenen.

Emil Ledner."

Ich unterschreibe mit:

Karl Vogt

Verantwortlich für die Schriftleitung:
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE



Die sparsame Hausfrau legt großen Wert auf die Wohnungsbeleuchtung! Rechnen Sie sich aus, was Sie im Jahre für den Bedarf an Glühkörpern ausgeben. — Wie oft kommt es vor, daß der Körper schon beim Abbrennen entzweigeht. — — Nehmen Sie einen guten Rat an und verwenden Sie nur

Hartalin-Glühkörper D. R. P. 203467

Diese Körper besitzen den Vorteil, daß Sie dieselben wie ein Tuch zusammendrücken können, ohne daß der Körper darunter leidet. Hartalin-Glühkörper haben eine Leuchtkraft von 100 K. und Sie erzielen damit eine Gasersparnis von 50%. Brenndauer gar. 1 Jahr. REFERENZ! Für die Straßenbeleuchtung Berlins bereits über 200000 Stck. geliefert. Versuchen Sie es mit einer Probesendung von 3 Stck., Preis p. Stck. 50 Pfg. od. verlangen Sie den Besuch unseres Vertreters

Versandhaus Chem. und Techn. Menholten
BERLIN SW. 68 Kochstraße 72

Der schönste Punkt

in der Umgebung Berlins ist Pichelsdorf an der Heeresstrasse. Die letzten **Wasservillenbaustellen** an der Havel, gegenüber Pichelswerder sollen sofort preiswert verkauft werden. Näheres die

Bodengesellschaft des Westens, Mauerstr. 86-88
Telephon I, 7497

Privatbeamte und Angehörige der freien Berufe!

Sorget für Eure Zukunft und die Eurer Familie durch Anschluss an den zur Vertretung der wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Interessen der Privat-Beamten gegründeten, durch landesherrl. Verleihung m. Korporationsrecht. ausgestatteten

DEUTSCHEN PRIVAT-BEAMTEN-VEREIN ZU MAGDEBURG

Zirka 28 000 Mitglieder in zirka 500 Zweigvereinen, Verwaltungsgruppen u. Zahlstellen.

Neben Pensionskasse, Witwenkasse, Waisenkasse, Begräbniskasse und Krankenkasse sehr wertvolle Wohlfahrtseinrichtungen :-: :-: :-:
Gesamtvermögen: Ueber 16 Millionen Mark
Halbjährl. Beitr. 3 M. :: Man verl. Prospekt.

DER DEMOKRAT
Wochenschrift für freiheitliche Politik / Kunst und Wissenschaft

Erscheint jeden Mittwoch

Nummer 10 Pf. / Quartal M 1
Probenummern frei d. G. Zepler
Charlottenburg Bismarckstr. 103

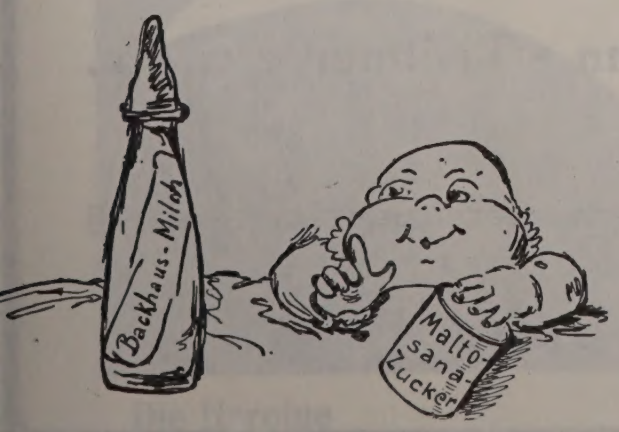
:: PROBENUMMERN ::
umsonst u. portofrei durch die
Geschäftsstelle „DER STURM"

Berufen Sie sich
bitte bei Einkäufen auf die Anzeigen dieser Zeitschrift

DARLEHEN

reellen Leuten jeden Standes. Auch gegen Möbelbeleihung, Kunst-Gegenständen, ohne abzuholen. — Offizieren, Kavalleren, Beamten Geld in jeder Höhe. — Beschaffung von Hypotheken auf berliner und auswärtige Grundstücke. — Kauf und Beleihung von Hypotheken, Erbschaften, Sparkassenbüchern, Lombardscheinen, Mietzessionen. — Schnelle, grundreelle, diskrete Erledigung. :-: :-: :-: :-: :-: :-:

WILHELM MEYER :: Bank-Kommission
BERLIN S 14 Stallschreiberstrasse 56 II
Sprechzeit 10—12 und 4—7 :-: Fernsprecher: Amt IV 6785



Die Fackel

HERAUSGEBER
Karl Kraus

:: Werbeband ::
210 Seiten stark

Preis 50 Pfg.

ÜBERALL ERHÄLTLICH

FORDERUNGEN KAUFT UND ZIEHT EIN

INCASSOBANK EWALD VON HAEUSSLER

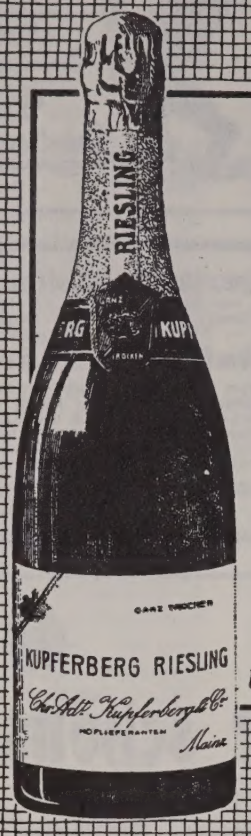
BERLIN N. 54, Veteranenstrasse 19 :-: Telephon Amt III, 8164

DETECTIVABTEILUNG: Ermittelungen, Beobachtungen, Heranschaffung von Material in Civil- und Strafsachen

Reserviert
für die Firma
Georg Schmidt & Co.
Metallwarenfabrik
BERLIN S. 42, Brandenburgstr. 11

Lieferung für Österreich-Ungarn A. Mühlhans-Smital Wien IX / Für den Buchhandel: M. Braunschweig Wien IX / Verantwortl. für die Schriftleitung in Österreich-Ungarn: Otto Soyka

KUPFERBERG RIESLING



¶ Es ist nicht mehr als logisch, daß ein Stillwein, welcher schon als solcher unerreicht dasteht, als Sect seine höchste Vollkommenheit erlangen muß. —

¶ Unsere neue Marke "Kupferberg Riesling" besteht aus hervorragenden Weinen der Riesling-Traube, welche allgemein als die edelste Traube der ganzen Welt anerkannt wird. Kein Land erzeugt Weißweine, welche sich annähernd mit unseren deutschen Riesling-Weinen messen könnten. —

Chr. Ad.t Kupferberg & Co.
Hoflieferanten MAINZ Gegründet 1850

Ueber Bedeutung von "Riesling" gibt unsere neue Broschüre interessanten Aufschluß.

Fritz Gurlitt / Hofkunsthandlung / Berlin W

Potsdamerstrasse 113 Villa II

Ausstellung von deutschen Meisterwerken:

Böcklin ▫ Leibl ▫ Thoma ▫ Liebermann ▫ Trübner etc. etc.

Wochentags von 10—5 / Sonntags von 12—2 geöffnet

170 Verantwortl. f. d. Anzeigenteil: A. Bots / Verlag Der Sturm Berlin Halensee Geschäftsstelle und Anzeigen-Annahme: Berlin W. 35 / Druck v. Hans Walter, Berlin S